

PRINZESSIN IMMERGRÜN



PRINZESSIN IMMERGRÜN

Non-Profit-Werk

PRINZESSIN IMMERGRÜN
EINE INITIATIONSGESCHICHTE

© 2016 Juli Sommermond & PPM

Lektorat: Initiative Darstellung des Herrn

ISBN: entfällt
(Dies ist ein Non-Profit-Werk)

Alle Rechte vorbehalten:
Juli Sommermond
Initiative Darstellung des Herrn

www.darstellungdesherrn.de
info@darstellungdesherrn.de

Für Anna Maria

*In herzlichem Gedenken
an die
„Waidhauser Schragel'n“*



PRINZESSIN IMMERGRÜN

Inmitten eines Mischwaldes, gleich nahe des guten alten „Schragerl-Weges“, auf dessen Pfade verliebte Paare noch heute in heller Lust und Freude wandeln, stand einst eine bemerkenswerte Tanne.

Fünfzehn Meter ragte sie bereits gen Himmel empor und zählte dabei doch gerade erst an die dreißig Jahre. In der Welt der Tannen indes galt sie noch immer als ein Kind, denn Tannen wurden in der Regel bis zu sechshundert Jahre alt und zudem hatte diese hier noch immer nicht ihre Samenreife erreicht. Diesem Ereignis aber fieberte besagte Tanne nun sehnsüchtig entgegen, wie keine andere vor noch nach ihrer Zeit. Denn ungeachtet aller Gebräuche unter den Artgenossen wünschte sie sich von Herzen tief: späterhin auch nur einen einzigen ihrer fruchtbaren weiblichen Samen zu einer vollendet-frohen Lebendigkeit heranwachsen zu sehen. Und auch das nicht etwa irgendwo, sondern

gleich zu ihren Füßen.

Nun, ihr könnt euch sicher denken, dass diese Tanne für einen derartigen Herzenswunsch von den anderen gern belächelt wurde. „Träumerin“, wurde sie genannt.

Lange Jahre hindurch sah es auch tatsächlich so aus, als sollten alle Anderen recht behalten, denn viele Zapfenspindeln hatten sich späterhin in der Krone der Träumerin gebildet, daran üppig weibliche Samen prangten. Auch männliche Samen hatte es an ihr zuhauf gegeben und pünktlichst stellte sich ebenso der von allen Tannen gleichermaßen geliebte Wind zu seiner Zeit ein: die weiblichen Samen mit den männlichen nun zu bestäuben, um auf diese Weise einige unter ihnen fruchtbar zu machen. Doch am Ende blieb der Sämlingssegen stets aufs Neue aus – erfüllte sich der Tanne Traum nicht.

Stattdessen geschah es jedes Mal genau so, wie die Alten es sagten: „Kaum sind die Samen in den

Zapfen reif, besuchen die Eichhörnchen dich in deiner Krone – und du hast nicht die Macht sie fortzujagen –, das ist Gesetz. Sie fressen also deine Samen oder tragen sie weit fort, was schon den Löwenanteil deiner gesamten weiblichen ausmacht. So bleiben dir ohnehin nur noch wenig fruchtbare Samen übrig, die du auf die Erde werfen kannst. Von diesen wenigen aber, die es bis auf den Boden zu deinen Füßen schaffen, werden anschließend noch einige von den kleinen Baumparasiten angefallen oder den Vögeln im Gefieder davongetragen. Und jener eine Fruchtbare dann, der womöglich noch auf dem Boden liegen bleibt, ist am Ende kaum noch stark genug, der Unbeständigkeit des Wetters zu trotzen, das ihm gerade die notwendige Kühle und Feuchte entzieht oder ein ‚Zuviel‘ davon gibt, um nun auch tatsächlich im Waldboden aufzukeimen ... Verstehst du das?“, fragten die Alten jedes Mal nach, wenn sie die Träumerin auf diese Weise belehrt hatten. „Dein Traum von dem

eigenen Sämling zu deinen Füßen bleibt ein Traum.
Sei also vernünftig und gib ihn auf!“

Und eines schönen Oktobermorgens wurde die Tanne auch tatsächlich vernünftig und gab ihren Traum auf. Just nach jenen Tagen, da sie zum wiederholten Male mit ansehen musste, wie sich all ihre fruchtbaren Samen auf die eine oder andere beschriebene Weise im Mischwald verloren:

„Was tut es schon“, so dachte sie da bei sich, „wenn sich mein Traum nicht erfüllt. Ist die Wirklichkeit nicht ebenso schön? Weniger glücklich, als in meinem Traum, das ist wohl wahr, aber immerhin doch auszuhalten, nicht wahr? Den anderen genügte das – warum also nicht auch mir? Ja, ich denke, so ist es gut – und niemand wird mich mehr belächeln oder spöttisch ‚eine Träumerin‘ nennen ...“

Schließlich, wie gedacht, so geschah es auch:

Von Stund an ward die Tanne wieder geachtet unter ihrem Volk der Nadelbäume und fand ihren Frieden darin. Doch just in jenem Moment, als der Traum endgültig losgelassen, ja längst selber von der Träumerin vergessen war, da erfüllte er sich, wie einst ersehnt: Unweit zu Füßen der Tanne hatte einer ihrer Fruchtbaren zu keimen begonnen und wuchs jetzt unbemerkt – selbst von ihr, der nun nicht mehr Träumenden – zu einem kleinen Sämling heran. Langsam, sehr langsam, hatte sich dieser durch alle Wachstumsphasen eines Keimlings hindurchgekämpft und war inzwischen schon zu einem zarten Gehölz von der Größe eines kleinen Setzlings herangewachsen, bevor die Tanne ihn, doch nun eher zufällig als erwartet, entdeckte. Das geschah in einem einzigen, magischen Augenblick. Einen jener seltenen, der gefühlt doch eine Ewigkeit lang ist, nach der Zeit aber doch nur eine Sekunde andauert. Fast zeitgleich hatten sich beide einander zugewandt: Der kleine Spross, just um die Tanne zu fragen, wer

sie eigentlich sei, und die Tanne, weil sie sich in jenem Moment wie von Zauberhand dazu getrieben fand, einmal auf den Boden zu ihren Füßen zu schauen. Beider Augen trafen sich, blickten tief ineinander hinein und wussten im Nu auch sogleich, wer oder was ihnen der andere war.

Nun, wie ihr euch denken könnt, war die Tanne darüber fast außer sich vor Freude. Dementsprechend hegte und pflegte sie ihren Sprössling fortan auch in besonders aufmerksamer und beschützender Weise – all ihre Liebe schenkte sie ihm.

„Ein Wunder!“, hieß es derweil allgemein im Wald. „Ein Kind, das allein der Glaube gebar!“ Und ein jeder liebte nun dieses kleine Tannenmädchen, dass sich selbst gern mit seinem Namen „Immergrün“ brüstete, ja, in sich noch einmal ganz speziell zu sein schien, denn eine eigentümliche Extravaganz, ja fast hoheitliche Eitelkeit umgab sein Wesen ganz und gar, sodass es bald von den Bewohnern des

Waldes liebevoll nur noch „Prinzessin Immergrün“
genannt wurde.



So durchlebte Immergrün auch eine ausnahmslos unbekümmerte Kindheit, in der sie Tag um Tag nichts weiter tat, als sich ganz und gar dem Geschehen des jeweiligen Augenblicks hinzugeben: Dem krummbeinigen Borkenkäfer zum Beispiel, der sie gerne neckte, weil ihr Stamm noch lange Zeit so dünn war, dass selbst die immer emsigen Ameisen ihn nicht bekrabbeln wollten; oder einem jungen Nachtfalter, der sich eines Morgens just auf ihren noch weichen Nadeln niederließ, um sich den frischen Morgentau darauf zu holen. Hier sah sie dem Moos zu, wie es sich an den Baumfüßen oder großen Steinhaufen großflächig gern gen Norden festhangelte; da einer wundersamen blauen Blume beim Entfalten ihres Kelches. Gestern baute sich eine Spinne, deren Körper witzige bunt-indianische Zeichen aufwies, ein Netz an ihr, heute war es wieder fort. Stattdessen sah Immergrün nun einer winzigen Maus auf der Flucht vor einer Schlingnatter zu, einem kecken Eichhörnchen beim Vergraben von

Nüssen oder einer Riesenheuschrecke, wie sie mit ihrem Legebohrer, tatsächlich bohrend, ihre Eier in den Waldboden hinein ablegte.

Nein, Langeweile kannte Immergrün nicht. Kein Tag war ihr wie der andere, sondern brachte immer wieder neue Abenteuer mit sich. Es gab ja so viel zu sehen, so dachte sie übergücklich oft in der Nacht darüber nach, obgleich sie doch lange Jahre kaum mehr vom Mischwald einsehen konnte, als gerade einmal seinen wurzel-, blatt- und moosbedeckten Boden, den Fuß der Mutter oder jene der Laubbäume oder anderen Artgenossen um sie herum. Nun, natürlich sah Immergrün auch einmal zu deren Kronen hinauf, doch eher selten, zu sehr fand sie sich ja schon von ihrer kleinen Waldbodenwelt eingenommen. Doch wenn sie es tat, zum Beispiel immer dann, wenn die Mutter sie etwas lehren wollte, dann staunte sie nur noch umso mehr. Gab es doch auf ihr sodann eine ebenso unendlich große Vielfalt an Waldbewohnern zu sehen, dass Prinzessin

Immergrün aus dem Staunen kaum noch herauskam: Raupen, Schmetterlinge, Käfer aller Art und merkelig-hellgrüne Sonderlinge, deren Namen nicht einmal die Mutter kannte. Und erst die prächtigen Waldvögel! In allen Farben und Größen sah sie sie auf den Ästen der Mutter sitzen: den Mäusebussard, wie die kleine Meise, das Rotkehlchen, ja, einmal auch den scheuen Kuckuck, den Falken, den Specht und sogar die Eule, die die Mutter am Ende doch häufiger besuchen kam, als es anfangs für das Mädchen den Anschein hatte.

Und späterhin, mit den Jahren der Reife, nahm Immergrün auch die großen Tiere des Waldes in ihrer Gänze wahr, wie Hase, Wiesel, Fuchs und Reh; Igel, Waschbär, Wildschwein und noch so einige Vierfüßler mehr. Und alles und jeden sah Immergrün dabei gern, doch am liebsten von allem, schaute sie doch noch immer jenen kleinen Mücken in den so wundersam gelbgold-flimmernden Lichtkegeln zu, die zuzeiten von oben her durch die

Wipfel der hohen Tannen hindurch den ansonsten schattigen Wald durchfluteten, wie sie darin bald kreuz und quer, bald auf und ab tanzten und dabei doch insgesamt immer noch höher und höher aufstiegen. Was für eine große Freude empfand Immergrün daran.

Ja, es gab viel zu sehen für Prinzessin Immergrün in all den Jahren ihrer glücklichen Kindheit, aber doch auch genauso viel zu riechen, zu schmecken, zu hören und zu fühlen. Der Waldboden zum Beispiel roch keinen Tag gleich, wie Immergrün staunend entdeckte: An einem konnte er würzig herb riechen, an einem anderen nach vertrocknetem Stroh, dann wieder feucht modrig oder nach Pilzen – ah, die Pilzzeit, in ihr roch es im ganzen Wald wundersam wohlrig. Aber auch das Wasser, das Immergrün sich aus der Tiefe des Waldbodens durch ihre Pfahlwurzeln hindurch heraufzog, schmeckte nicht immer gleich, sondern konnte bald

kräftig, bald mild, mal säuerlich, salzig oder süßlich schmecken. Und ebenso hallten nicht nur am Tage die Rufe der Waldbewohner durch den Forst, sondern auch in der Nacht. Wo Immergrün zwar entschieden weniger Geräusche, Gesänge und Laute hörte, da die frohen Vogelkonzerte oder das beharrliche Zirpen der Grillenschwärme fehlten, dafür aber die wenigen dann, ihr um ein Vielfaches eindringlicher in das kleine Tannenherz drangen. Auf das Grau der Nacht folgte die Helle eines neuen Tages. Ein Tag um den anderen, wie Perlen auf eine Schnur gereiht. Verschiedenste Gezeiten, in denen sich die Tage für Immergrün bald kürzer und kälter oder länger und wärmer anfühlten: mit Regen, mal hart und eisig oder weich und warm ihr auf Ast und Nadeln fallend oder mit dem wundersamen Schnee, der Immergrün zuzeiten komplett umhüllte, so sanft, so weiß, so still. Und nicht zuletzt der Wind, Immergrüns liebster Freund, der ihr tagtäglich durchs Nadelkleid strich und dabei alles entfernte,

was nicht zu ihrer eigenen Wesenheit gehörte oder inzwischen überflüssig daran geworden war. Sanft pustend dabei oder heftig stürmend, gleichwie, Immergrün liebte jegliche seiner Gestalten, ja, fürchtete auch sein zuweilen heftiges Toben im Mischwald nicht, denn tief in die Erde hinein, hatte sie ihre Wurzeln gegraben und stand somit fest darin verankert.

Fest stand Immergrün jedoch nicht nur auf dem Waldboden, sondern auch in ihrer Überzeugung darüber, dass keine Baumart des gesamten Mischwaldes je betörender für ein anderes Wesen sein konnte, als einzig ihre. „Denn schließlich“, so antwortete sie einem jedem ohne Zögern, aber im Besonderen doch dem Kuckuck nur zu gern, der im Herbst nach Afrika flog und dann großtönend mit stets allerlei neuer Geschichten von Bäumen anderswo: „... kuckuck, kuckuck!“, im Frühjahr erst wieder in den Forst zurückkehrte, „werden wir nicht

kahl im Winter!“ Und jeden Herbst wieder, der stürmisch ins Land zog, den Laubbäumen ihre Blätter zu nehmen, sie dabei in bunt-frohem Tanz durch die Lüfte zu bewegen, fühlte sich Immergrün doch diesem Schauspiel gegenüber stets überlegen und wurde stolz darüber: nun nicht „wie diese da, entkleidet zu werden.“

Da nützte es auch wenig, wenn die Mutter ihr im Frühjahr darauf von jenem wundersamen Baum erzählte, der unweit entfernt des Waldrandes auf einer Wiese stand und als Laubbaum doch sehr geliebt und besucht wurde: „... das nicht nur von den Tieren, sondern auch von den Menschen.“ Denn Immergrün hatte diesen Baum ja noch nie gesehen und was sie mit eigenen Augen nicht sah, daran wollte sie auch nicht glauben. Und Menschen? Nun, Menschen mochte Immergrün schon gleich gar nicht leiden. Sah sie doch alljährlich, was diese den hohen Kiefern aus der Gegend antaten. Einfach

schrecklich fand sie das: Mit Beil, Hobel oder Messer schnitten die doch grob in deren Haut, bis auf das Fleisch hindurch, um auf diese Weise an die Adern der Kiefern zu gelangen, wo das dickflüssige Baumblut – genannt Harz – hindurchfloss. Anschließend ließen sie das Baumblut über Tage hinweg aus den Kieferadern auslaufen, wobei sie es am Ende in einem an der Einschnittstelle befestigten Topf auffingen und eines Tages einfach mit sich nahmen. Und dass nun Immergrüns Tannenvolk nicht das gleiche Schicksal ereilte, lag für sie einzig daran, dass es selber nur minimal Harzblut produzierte und somit kaum Adern besaß, die von einem Menschen angezapft und auf diese Weise ausgebeutet werden konnten. Darüber war Immergrün sehr froh, denn die Schnitte hinterließen den Bäumen hässliche Narben. Und mit Narben schließlich, wollte sich Immergrün nun schon gleich gar nicht plagen, hatte sie doch weiß Gott gerade schon genug mit der eigenen Haut zu tun, die unversehens damit

begonnen hatte, ihre seidene Glätte zu verlieren, stattdessen jetzt heftig aufzureißen begann, nur um anschließend rau-borkig zurückzubleiben.

„Die Pubertät“, so trösteten die Alten Immergrün in ihrer verletzten Eitelkeit, „sei froh darüber, eine trockene Rinde zeigt dir den Übergang von der Kindheit in das Jugendalter an.“

Und auch wenn es Immergrün nicht wirklich gelang, sich über ihre neue Haut zu freuen, blieb doch dabei ihr Stolz darüber, eine „Immergrüne“ zu sein, am Ende ungebrochen.

Jahrzehntelang ging das so, dass sich die kleine Prinzessin in ihrer immergrünen Eitelkeit sonnte und darüber insgeheim bald sämtliche Laubbäume in ihrem Forst – wie Birke, Buche, Eiche oder Haselnuss – verachtete. Just so lange, bis sie eines Frühlings in jenes Alter von dreißig Jahren kam, in dem einst ihre Mutter den Traum vom Sämling träumte. Bald würde auch sie nun Samen tragen, so

spürte Immergrün deutlich und sich damit ihr Leben verändern, doch darüber nachdenken wollte sie nicht. Hegte sie doch keinen anderen Wunsch als jenen: der Welten schönster und begehrtester Baum auf Erden zu sein. Und das – so glaubte Immergrün zuinnerst von sich selbst überzeugt – war sie ja schon.

Die Jahre der behüteten Kindheit Immergrüns lagen hinter ihr, kehrten nie wieder zurück, und mit jedem weiteren Jahr ihres Wachstums weitete sich auch die Sicht über die Welt, in der sie lebte: Jetzt sah sie die Sonne am Himmel stehen, von der die hellflutenden Lichtkegel im Mischwald ausgingen, aber auch den Mond, das große Nachtlicht, und jene Vielzahl an kleinen und großen Sternen um ihn herum. Den Kuckuck, die Eule und viele weitere Vögel, die sie zuvor noch nie gesehen hatte, sah sie nun frei am Himmel fliegen, oder große und kleine Zugvögel in Schwärmen wieder zurück ins Land

einziehen. Auch einen kleinen Weiher konnte sie erspähen, auf dem zu Zeiten lustig bunte und braune Enten miteinander um die Wette schwammen, und gar die Köpfe zweier Windkrafträder, deren drei Flügel sich, ähnlich der Sonnenblume dem Sonnenlicht, unbeirrt allein dem geliebten Wind entgegen drehten. Eine spannende Welt, eine große Welt, so empfand Immergrün. Und wollte gerade mächtig stolz über ihre Größe sein, mit der sie jetzt in alle Welten in und um den Mischwald herum Einblick hatte, doch da entdeckte sie ihn: Ihn, den kleinen Laubbaum, von dem die Mutter so oft gesprochen hatte – und erstarrte augenblicklich vor purem Neid. Ihr noch junges Tannenherz pochte ihr heftig in der Brust und ihr Verstand schrie heulend auf. Die Mutter hatte nicht zu viel geschwärmt, tatsächlich, er war wunderschön. Ein sogenannter Exot im Mischwald, ein Zauberbaum, der im Frühjahr Blüten trug, aus denen im Sommer runde, knackig-saftige Früchte wuchsen, an denen sich sowohl die

Vögel, als auch die Menschen genüsslich erfreuten.
„Einen Apfelbaum!“, hatte die weise Eule ihn
einmal genannt, daran konnte sich Immergrün
gerade noch erinnern.



Von nun an hatte Immergrün nur noch Augen für diesen Baum. Stunden, Monate, ja Jahre beobachtete sie ihn, wie er im Winter erst hässlich kahl, dann aber im Frühjahr in wunderschöner Blütenpracht stand. Strahlend weiß prangten die Blüten aus dem dunkelgrünen Blattwerk des Baumes hervor, dabei mit einem leicht-rosa Schimmer an den Außenrändern überzogen. So zart schienen sie, so weich bewegten sie sich im Wind. Dabei zog der Duft, der den Blüten entströmte weit bis zu Immergrün herüber, dabei nicht nur sie betörend, sondern gleichsam Scharen von Insekten, wie Biene, Hummel oder Schmetterling, magnetisch an sich ziehend.

In Anbetracht dieser Pracht fühlte sich Immergrün urplötzlich bald nur noch fad und unscheinbar: „... ich bleibe ja ewig nur grün!“, beschwerte sie sich nun: „Aber der Apfelbaum bleibt schön, selbst dann noch, wenn alle Blüten ihm zu Füßen liegen. Und später? Seht doch nur was für prächtige Farben noch die kleinsten seiner Früchte haben – in allen

Tönen: gelb, grün, rot ...“

Täglich größer und runder wurden diese Früchte, so beobachtete Immergrün akribisch, und dienten dabei in allen Reifegraden vielen Bewohnern des Waldes als Nahrungsquelle, gleich ob kleinen, wie der gelblich-grauen Mottenraupe, oder großen, wie der Hirschkuh. Unerträglich fast der Anblick für Immergrün, wie der Apfelbaum in der Sommerzeit mit Wonne umarmt und geliebt wurde, und das Jahr um Jahr aufs Neue. Darüber wurde Immergrün traurig: „War nicht sie die Prinzessin unter den Bäumen des Waldes? Immerhin blieb sie grün – auch dann noch, wenn dieser da längst seine Blätter hergeben musste und die kalten Monate lang nur noch grässlich starr, ja tot aussah.“

Doch sooft sie sich auch beschwerte bei jenen Getreuen, die um sie herum waren, niemand wollte ihr Recht geben: „Du bist Prinzessin Immergrün, nicht Prinzessin Apfelbaum“, sagte die Mutter, „das

muss dir genügen.“ Und die Eule fügte hinzu:
„Schau nicht auf das, was du nicht bist, sondern
allein auf das, was du bist.“

Alle Freunde kamen zusammen, selbst das immer beschäftigte Wiesel und der mürrische Waldkauz fanden sich ein, der Kuckuck, die Elster, die Hasenfamilie, Reh, Fuchs, Maus, Maulwurf, Igel, Dachs und viele mehr, dazu die große Vogelschar, ja, alle kamen: ein Fest zu veranstalten für die betrübte Prinzessin, mit Musik, poetischer Redekunst und großem Reigentanz rund um deren Fußsaum herum. Doch blieb Immergrün untröstlich, starr nur blickte sie auch weiterhin einzig auf den Apfelbaum und konnte sich nicht freuen.

Da zogen die Getreuen allmählich wieder ab. Einer nach dem anderen schlich sich davon und kam nicht wieder, denn keiner von ihnen hielt es mehr aus, in der Nähe von Immergrün. „Klar“, sagte die Eule, „wo die Freude nicht ist, da hält sich

keiner lange auf. Da haucht sich Lebensglück von selber aus.“



Jahre gingen anschließend ins Land, in denen Immergrün sich kaum noch mehr regte, sondern stumm nur das Treiben um den Apfelbaum beobachtete, dabei sich gänzlich selbst verlor: „Wie nur“, so fragte sie sich wieder und wieder, „kann ich ebenso berühmt und beliebt werden wie er?“ Und bemerkte doch dabei nicht, wie sich ihr das eigene Kleid am Leibe, das sie doch einst so prächtig üppig und glänzend grün in den Wind gehalten oder jedem weithin gern zur Schau gestellt hatte, von Tag zu Tag nun mehr zu lichten begann. Unschön war die Prinzessin nur noch anzusehen. Sie, und alles um sie herum, was keine Beine besaß, um weit fortzugehen, aus deren freudlosem Dasein. Kahl wurden die Äste und da, wo sich noch Nadeln befanden, stachen sie am Ende nur noch dürr und rostbraunfarben in den Wald hinein.

Die Eule wurde geholt – sie, die auf jede Frage eine Antwort wusste – und um Rat gefragt.

Eindringlich gab sie ihn: „Gegen diese Krankheit ist kein Kraut gewachsen. Alles hat seine Zeit. Da kann nur einer helfen: der Wind!“

Das hörte auch Prinzessin Immergrün und fing augenblicklich zu lachen an: „Ha, der Wind!“, äffte sie spottend die Eule nach. „Da irrst du dich aber gewaltig!“

Doch die weise Eule schwieg dazu. Es war längst kein Geheimnis mehr im Wald, dass Immergrün auch ihn, ihren einst besten Freund, nun insgeheim verachtete, da er nicht zu ihr stand, wie Immergrün fand. Indem er ohnehin schon jeden Baum im Wald doch mindestens in gleicher Weise durchfuhr wie sie, aber doch den Apfelbaum noch eindeutig lieber hatte, denn: „Wie könnte der sonst so pralle Früchte haben, wenn nicht durch eine extra Portion Windhauch?“ In ihrer Verblendung erspürte Immergrün nicht, dass dieser verachtete Freund am Ende der einzige war, der sie nie verlassen hatte und noch immer getreu, geradewegs durch die lichten Äste

jetzt hindurch, ihr liebkosend zur Seite stand. Und es dauert auch noch einige Gezeiten an, bis sie diese Treue glücklich erwidern kann.

Indes, wie die Eule es weissagte, so geschah es auch: Alles hat seine Zeit! Eines frostigen Wintermorgens war es so weit, da erwachte das kleine Tannenherz jäh aus seiner Starre. Da klangen laute Rufe durch den Wald: Menschenstimmen! Dazu der Klang von Axtschlägen und berstendem Holz. Sofort wusste Immergrün, was das bedeutete: Forstarbeiter holten die erntereifen Gefährten ab. Schon begannen die Alten wieder ihre wundersamen Geschichten zu erzählen, von segensreichen Wegen, die diese nun gingen. Sie sprachen von einer wundersamen Umwandlung ihrer in andere Formen und Dienst am Menschen, dem höchsten Lebenssinn eines jeden Baumes im Wald. „Abenteuer Leben!“, riefen sie sich bald in heller Freude einander zu und nichts auf der Welt schien ihnen edler, als die freiwillige

Hingabe ihrer Körperform an ein artfremdes Leben. Nun, über diesen Ethos der Alten hatte Immergrün noch nie nachgedacht – zu sehr war sie ja mit anderem beschäftigt –, doch an diesem Wintertag war alles anders: da holten die Forstarbeiter die Mutter weg.

Plötzlich und unerwartet spürte Immergrün einen heftigen Stich in ihrem Herzen. Das Einschlagen der Axt in das Unterholz des Stammes der Mutter und das dumpfklackende Geräusch dazu erschütterten sie bis in die kleinste Wurzel hinein. Zitternd sah Immergrün zur Mutter auf, suchte deren Augen. Wie lange hatte sie das nicht mehr getan, fragte sie sich mit Schrecken. Doch schon trafen sich beider Augenpaare und versenkten sich zutiefst in das jeweils andere hinein: fröhlich und aufrecht die Mutter, scheu und staunend Prinzessin Immergrün. Ewiger Augenblick! Innerste Gewissheit: kein Zurück!

„Es ist so weit“, hört Immergrün die Stimme der Mutter flüstern, „ich werde jetzt gehen, obgleich ich keine Beine habe ...“

„Wohin?“, hört sich Immergrün darauf schreiend fragen und gleich darauf auch die Antwort der Mutter noch sagen:

„Dahin, Kleines, wohin der Wind am Ende einen jeden von uns trägt: in seinen Ursprung hinein, der er selber ist. Wind zu sein, musst du verstehen, im Kreislauf aller Welten und Gezeiten, ist das Endziel eines jeden Geschöpfes auf Erden – das ist unumstößliches Gesetz. Einzig, wie viele Formenwandlungen es braucht, ist ungewiss. Wer weiß, vielleicht wird aus mir zuvor noch ein Hocker, darauf ein Mann sich ausruhen kann; ein Stück Papier, auf dem ein Kind lustige Blumen malt; ein geschmückter Baum in jenem Haus da hinten am Stadtrand oder auch ein Holzscheit, der seinen Bewohnern ein wärmendes Feuer bringt. Nun, was auch immer, letztlich wird es aber doch geschehen – werde ich

eines Tages Wind sein ...“

Und kaum ist das letzte Wort gesprochen, kracht es auch schon. Da barst das Unterholz ächzend auseinander, fällt der Mutterstamm. Zeitlupengleich, doch fröhlichen Herzens singend und auf diese Weise dem Abkömmling noch das letzte Vermächtnis schenkend:

„Frag den Wind!“, so singt sie. „Hör ihm zu! ... Lausche! ... Ja, sei mit ihm auf Du und Du! Er ist es, der dir alle Geheimnisse verrät: von deinem Urgrund bis zu deinem Niedergang – und schließlich Aufgang wieder. Sonne, Mond und Sterne; Wald, Wiese, Mensch wie Tier – alles schafft der Wind – in dem, was wir sind ...“

Und noch lange hörte Immergrün das „Hohelied vom Wind“, während die Mutter längst auf dem Anhänger des Forstwagens lag und sacht aus dem Wald gefahren wurde, dabei freudig wippend im Takt dazu, noch ihre immergrünen Zweige schwang.



Da erwachte Immergrün augenblicklich aus ihrer Herzensstarre und schaute nun zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder an sich selber herab. Und was sie sah, betrübte sie so sehr, dass sie herzerreißend zu weinen begann. Dabei knarzten ihre trockenen Äste derart laut und hart, dass es weithin im Mischwald zu hören war. Kein Vogel zwitscherte mehr, kein anderes Geräusch war weit und breit mehr zu hören. Selbst der getreue Freund, der Wind, hielt den Atem an. Der gesamte Wald schwieg, wohl wissend, dass da gerade Großes geschah: Eine immergrüne Seele starb, um anschließend zu einer Ewigseienden zu erwachen.

Und lange noch starb und weinte Immergrün bei diesem Geschehen ihre Tränen der Reue. Jahrzehnte, so erkannte sie nun, hatte sie neben der Mutter gestanden und sie dabei doch nicht wahrgenommen. Wie viele Fragen hatte sie nicht gefragt und wie viele Freuden nicht geteilt. Und die Freunde oder

einst so zahlreichen Besucher über den Tag? Alle, alle hatte sie jahrelang unbeachtet gelassen oder fortgejagt, in ihrem Groll darüber, nicht wie der Apfelbaum zu sein. Oder ihrem Streben danach, doch mindestens eines Tages ebenso begehrt zu sein wie dieser, dass sie ihn an Berühmtheit noch übertraf, weit über die Mischwaldgrenzen hinaus.

„Hatte sie überhaupt gelebt?“, so fragte sich Immergrün jetzt. „Nein!“, so erfasste sie augenblicklich, denn nie hatte sie sich der Gegenwart gestellt, sondern sich stets nur eine Zukunft erträumt. Darüber hatte sie aufgehört zu spielen und damit die Fähigkeit verloren, Freude zu empfinden. Freude und nochmals Freude, an dem Du, das Immergrün ja alle Zeit schon umgab und ihr ebenso innewohnte: Größe, Allmacht, Schönheit: pur lebendiges, schöpferisches Leben! Untröstlich schien Immergrün anschließend über die vertane Zeit oder verpassten Chancen. Der Tränenfluss sollte noch lange kein Ende nehmen.

Jedoch, die vielen Tränen reinigten Immergrün auf wundersame Weise. Sie heilten die Seele, so dass diese bald wieder den Regenbogen am eigenen Himmelszelt festmachen konnte. Kurz darauf zeigte sich auch das Nadelkleid Immergrüns wieder in seinem vollen Ornat und wurde anschließend üppiger und glänzender noch, als je zuvor. Und eines Nachts schließlich, als alle Tränen ausgeweint, da begann das „Hohelied vom Wind“ sich nun auch in ihr seinen Weg zu bahnen:

„Wind, Wind“, so summt Immergrün nun immer häufiger vor sich hin: „Frag den Wind! ... Hör ihm zu! ... Lausche! ... Ja, sei mit ihm auf Du und Du! ...“



Das tat Immergrün nun in der Folge immer öfter und bald immerdar. Und siehe, eines Morgens erwachte sie und sah staunend in eine andere Welt, obgleich sie sich doch keinen einzigen Zentimeter weit fortbewegt hatte: Noch immer tanzten die Mücken in den Lichtkegeln der Sonne vor Immergrüns Zweigen herum, aber wie anders sahen sie nun aus. Ja, überall wo Immergrün jetzt hinschaute, sah sie das Leben pulsieren und in dem gleichen mystisch-strahlenden Farbreigen unendlicher Zahl an Molekularteilchen schwingen. Und eine schier grenzenlose Freude erfasste sie nun, ob des Anblicks dieser ewig aus sich selbst heraus erzeugenden Masse, die sich als Urstoff unendlich immer wieder neu erfand.

Und so geschah es. Nun, wo Immergrün keine Berühmtheit mehr sein wollte, da war sie eine. Für jeden, der auf sie traf.

Aus einem gewöhnlichen Tannenmädchen war eine Wesenheit von außerordentlicher Schönheit geworden: eine Siegerin über alle Sinnestäuschungen der Welt hinweg. Eine Fühlende, die das Leben spielend meisterte, die ihre Macht in Anspruch nahm, um fortan ihr Königreich allein nur noch mit dem Zepter der Freude zu regieren. Eine Königin, in deren Nähe sich ein jeder wohlfühlte, der des ewigen Leidens überdrüssig war, stattdessen sich dem „Hohelied des Windes“ ergab. Denn das schließlich sang und lebte Prinzessin Immergrün von nun an und bis in alle Ewigkeit: „Frag den Wind! ... Hör ihm zu! ... Lausche! ... Ja, sei mit ihm auf Du und Du! ...“

